

INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

Herr Snoy, können Sie etwas zu Ihrer Herkunft und Ihrem familiären Hintergrund sagen?

Ich bin Jahrgang 1928 und wurde (am 23.09.) in Stuttgart geboren. Meine väterliche Familie wanderte aus Osteuropa kommend in Ostpreußen (Johannisburg) ein. Mein Großvater wurde Schulrat, er starb 1910. Mein Vater wurde Militärarzt. Im Ersten Weltkrieg ist sein Bruder gefallen, er selbst verlor sein Gehör, was ihn veranlasste, Zahnmediziner zu werden. Seine ältere Schwester wurde Krankenschwester, die jüngere Lehrerin. 1923 heiratete mein Vater und erwarb nach ärztlicher Tätigkeit in Ostpreußen eine Zahnarztpraxis in Gaildorf (Württemberg), wo meine beiden älteren Schwestern und ich später in die Schule kamen.

Die Familie meiner Mutter stammt aus Schorndorf im Remstal. Ihr Vater wurde als Missionarssohn in Sierra Leone geboren und war als Architekt in Stuttgart tätig. Er hatte sieben Söhne, von denen zwei im Ersten Weltkrieg fielen, und eine Tochter. Der älteste Sohn war in Stuttgart im Staatsdienst; drei Söhne wurden Kaufleute, einer wurde ebenfalls Architekt und ging nach China. Meine Mutter besuchte ihn, sie reiste mit der Frau einer der kaufmännischen Brüder mit der Bahn durch Sibirien dorthin. In China erlebte sie den Ausbruch des Ersten Weltkriegs und kehrte 1915 über die USA nach Europa zurück. Nach dem Krieg reiste sie nach Guatemala, wo ihr einer der kaufmännischen Brüder eine Stelle vermittelte. 1923 kam sie nach Stuttgart zurück und heiratete. Sie hat viel von der Welt gesehen. So lernte ich auch, dass die Welt nicht nur aus Gaildorf bestand.



(P. Snoy in Rawalpindi, 1956)

1948 machte ich mein Abitur. Damals hieß es noch, dass ein Studium keinen Sinn mache, man wird damit ja doch nichts. Also habe ich zunächst eine Ausbildung zum Schreiner durchgezogen, um danach Völkerkunde zu studieren.

Wurde Ihr Studienwunsch von Ihren Eltern unterstützt?

Ja. Doch damals musste jeder selbst schauen, wie er durchkommt. Ich schrieb an alle Universitäten, an denen zu diesem Zeitpunkt Völkerkunde gelehrt wurde: Berlin, Frankfurt, Göttingen, Mainz, München. Frankfurt schien mir das umfangreichste Angebot zu haben, daher nahm ich mein Studium dort auf. Im Frobenius-Institut wurde die klassische historische Ethnologie gelehrt. Später kam es zu einem Umschwung, der Funktionalismus entfaltete seinen Einfluss.

Spielte Ihr geographisches Interesse - also beispielsweise Afghanistan - schon damals eine Rolle bei der Entscheidung?

Dieser regionale Impuls kam hauptsächlich von Professor Dr. Adolf Friedrich aus Mainz, der auch in Frankfurt las – wo ich auch Rechtswissenschaften studieren wollte, um später Geld zu verdienen. Ich bemerkte jedoch recht schnell, dass ich mich eigentlich für die Völkerkunde interessierte und versuchte, das mit dem Rechtsstudium zu vereinbaren. Bei der Studienberatung fragte man mich, was eigentlich die Völkerkunde sei und ich versuchte, Erklärungen zu geben. Man meinte aber zu mir, dass es kaum möglich sei, beide Fächer zu kombinieren. Ich konzentrierte mich dann vor allem auf die Völkerkunde.

In Frankfurt studierte ich bei Professor Jensen. Herr Meinhard Schuster, der vor mir gekommen war und bereits fünf Semester hinter sich hatte, führte mich gewissermaßen in die Ethnologie ein – obwohl er sogar etwas jünger ist als ich. Jetzt lebt er, glaube ich, in Basel, ich habe schon seit längerem nichts von ihm gehört. Bei Herrn Unkrig begann ich, Tibetisch und Mongolisch zu lernen. Das war 1951. Er hielt zudem Vorträge über Schamanismus in Sibirien. 1956 ist er verstorben. Auch bei Helmut Petri, der damals Assistent war, besuchte ich zahlreiche Veranstaltungen. Er war Spezialist für Australien und die Südsee. Außerdem besuchte ich Seminare von Prof. Hentze, dem Sinologen.

Besuchten Sie damals, Anfang der fünfziger Jahre, auch Veranstaltungen von Professor Jensen?

Ja, natürlich. Ich machte zum Beispiel eine Reihe Übungen bei ihm. Er war auf Afrika und Südamerika spezialisiert.

Mein Interesse galt aber Asien, daher war Friedrich, der wie gesagt in Mainz lehrte und auch in Frankfurt Vorlesungen hielt, hilfreicher für mich, weil sich unsere regionale Interessen diesbezüglich deckten. Hermann Niggemeyer war für Indien zuständig, seine Veranstaltungen besuchte ich ebenfalls.

Wie muss man sich Jensens Lehre vorstellen?

Er hat eben seine Vorlesungen gehalten. Jensen war ein Mann, der etwas distanziert mit den Studenten umging. Wenn man abends zusammen saß, hat er sich gegen elf Uhr distanziert und schlafen gelegt, während wir Studenten noch das eine oder andere Glas tranken. Gegen drei Uhr morgens tauchte Jensen dann wieder auf und ab diesem Zeitpunkt konnte man prima mit ihm reden. Da haben wir dann Ethnologie gemacht. Das Fach hat sich seitdem natürlich völlig gewandelt und die Art und Weise, wie wir das gelernt haben, gibt es heute nicht mehr. Damals ging es noch in erster Linie um Völkerbeschreibungen, also beispielsweise um die Frage, wie etwas gewoben oder hergestellt wird. Das waren Sachen, die interessant erschienen und so haben wir halt daran gearbeitet.

Die damalige Lehre war also eher auf die materielle Kultur ausgelegt?

Auf die materielle und geistige Kultur. Man wollte auch wissen, welche Vorstellungen es jeweils gab – das hängt ja immer mit der materiellen Kultur zusammen. Später kam, wie gesagt, die Zeit des so genannten Funktionalismus, wie ihn in Deutschland beispielsweise Mühlmann vertrat. Er entwickelte seine eigene Variante dieser Denkrichtung und arbeitete vor allem über Amerika. Zuvor war im deutschsprachigen Raum eher die Kulturgeschichte en vogue, vor allem vertreten durch Pater Wilhelm Schmidt und die Wiener Schule. Doch über Schmidt - den ich auf einer frühen DGV-Tagung noch persönlich erlebte - und diese Theorien haben wir als Studenten immer gelacht, so wie man heute über uns lacht. Die Wiener Schule war ja, wie die Frankfurter Schule, historisch orientiert. Beide waren, wenn auch auf äußerst verschiedene Weise, sehr theoriegläubig.

Ich merke an mir selbst auch immer, dass ich die klassische Art der historischen Ethnologie in Frankfurt gelernt habe – also dass man beobachtet und sich auch noch mit den Pflanzen und der Umwelt, die es jeweils gibt, beschäftigt. Das ist ja heute nicht mehr so, der materielle Aspekt wird weniger beachtet. Die ganze Verwandtschaftsforschung, die der Funktionalismus mit sich brachte, hat uns damals, ehrlich gesagt, weniger interessiert.

Die Fachfolklore besagt ja auch, dass Mühlmann und Jensen sich nicht grün waren.

Ja, sie schätzten sich nicht gegenseitig. Jensen hatte im »Paideuma« einen älteren Aufsatz veröffentlicht, in dem er sich mit Mühlmann auseinandersetzte; und auch Mühlmann hatte sich mit Jensen beschäftigt. So ging es hin und her. Jensen war jedoch sehr großzügig und meinte, Mühlmanns Ansatz sei halt was anderes, aber nicht seine Sache.

Sie gingen ja bereits im frühen Stadium Ihres Studiums mit Adolf Friedrich ins Feld – wie kam es dazu?

Ja, ich war sehr früh dabei. Bei der DFG war damals ein Doktor Treue, bei dem Jensen mal einen Antrag für eine seiner Forschungsreisen einreichte. Treue meinte daraufhin zu ihm, dass die Ethnologen - etwa im Vergleich zu den Physikern - immer nur kleine Summen beantragen würden. Da erwiderte Jensen, dass er auch etwa Großes bringen könne und konzipierte ein Projekt namens »Bauern, Hirten und Nomaden«, in dessen Rahmen dann Expeditionen nach Äthiopien, Australien, Südamerika sowie Zentral- und Südostasien stattfanden. Das wurde alles aus einem Millionentopf finanziert. Und ich war dann - neben Leuten wie Friedrich, Schuster und Jettmar - eben auch dabei.

Aber Sie waren damals noch Student, nicht wahr?

Ja. Abgesehen von Herrn Schuster waren Lorenz Löffler, der auch in Mainz studiert hatte, und ich die einzigen Studenten, die an dem Projekt teilnahmen. Man findet all diese Informationen auch im »Mainzer Geburtstagsbuch«¹, das vor ein paar Jahren erschienen ist.

Friedrich hatte die unangenehme Gewohnheit, seine Vorlesungen in Frankfurt bereits um sieben Uhr morgens zu halten. Um zehn Uhr fand nämlich immer das Oberseminar am Frobenius-Institut statt und daran wollte er teilnehmen. Ich begleitete ihn immer von der Uni zum Frobenius-Institut, trug die Tasche oder die neu erworbenen Bücher. So kannte man mich und fragte schließlich, ob ich nicht mitkommen wolle. Ursprünglich sollte ich mit Herbert Kaufmann nach Ost-Indien gehen, doch dann wurde Herr Löffler Kaufmann unterstellt, während ich mit Adolf Friedrich, Karl Jettmar

¹ Anna-Maria Brandstetter, Carola Lentz (Hrsg.), 60 Jahre Ethnologie und Afrikastudien. Ein Geburtstagsbuch, Reihe: Mainzer Beiträge zur Afrikaforschung, Band 14, Rüdiger Köppe Verlag, Köln, 2006.

und Georg Buddrus 1955/56 nach Afghanistan ging. Ich hatte ja mal eine Lungenkrankheit und daher meinte Friedrich, ich wäre in Indien weniger gut aufgehoben.

Waren Sie denn durch irgendwelche sprachlichen Kenntnisse auf diese Reise vorbereitet?

Nun, es war auf jeden Fall von Vorteil, dass Friedrich bei seinen Vorbereitungen Karl Jettmar mitgenommen hatte, der in Wien als Völkerkundler tätig war. Georg Buddrus hatte gerade seine Promotion abgeschlossen und war sprachwissenschaftlich ausgebildet. Wir waren also zu viert. Der Kontakt mit Buddrus war für mich sehr faszinierend, durch ihn stieß ich auf die Phonetik und all diese schönen Sachen, auf die die Linguisten so großen Wert legen. Die intensive Beschäftigung mit den Wörtern hatte dann auch einen Einfluss auf mein Verständnis der Völkerkunde. Worte sind ja nur ein Bruchteil der Sprache, so wie auch Rituale oder Sitten ein Bruchteil der gesamten Kultur sind. Es war also ein gutes Training, mehr als nur die rein vokabulare Bedeutung von Sprache zu studieren.

Wie empfanden Sie damals den ersten Kontakt mit einer fremden Kultur?

Im Vorfeld lernte man ja relativ wenig – ich hatte schon ein bisschen was gelesen und Beschreibungen studiert. Vor allem hat man aber dieses Interesse entwickelt, für alles, was man wissen wollte: die Fragen nach dem Was, dem Wie, dem Warum und so weiter. Das wurde damals natürlich unter einer funktionalistischen Perspektive angegangen.

Was war Ihre konkrete Aufgabe während der Expedition?

Friedrich hielt mich, vielleicht auch wegen meiner Ausbildung zum Schreiner, für einen Pragmatiker. Somit war ich der „Kruscht-Chef“, also verantwortlich für alle Gegenstände. Friedrich meinte vor der Abreise zu mir, dass nichts fehlen oder verloren gehen dürfe, ansonsten wäre es meine Schuld. Wir haben dann in Mainz alles zusammengestellt, gemeinsam mit Frau Dr. Sulzmann, die ja eine Afrika-Expertin war. Sie hatte uns eine Liste der Dinge angefertigt, die wir mitnehmen sollten.

Die Datenerhebung war meist regional umrissen. Wir waren damals vor allem auf Dolmetscher angewiesen. Gelegentlich zogen wir auch allein los, doch meist hat man miteinander gearbeitet – zumindest im ersten Teil, der sich über circa drei Wochen erstreckte. Da sah man dann auch, wie die Sozialordnung im Dorf strukturiert war und lernte die Leute näher kennen. Ihnen hat man dann halt seine Fragen gestellt.

Benötigten Sie im Vorfeld politische Kontakte, um in Afghanistan einreisen zu können?

Ja, das war eben so. In Afghanistan meinte ein Einheimischer zu mir, dass die Anthropologen immer nur jene Leute wollen, die von der Kultur unbeleckt sind. Und das kann man in diesem Land auch finden. Von der Wissenschaft her betrachtet ist das ja alles iranisch geprägt, obwohl die Afghanen nichts mit dem Iran zu tun haben wollen. Es ist nicht ganz einfach, sich diesbezüglich zurecht zu finden, zumal auch die Selbstauffassungen und Selbstzuordnungen der Leute berücksichtigt werden müssen. Der Witz ist ja, dass es bei uns nicht anders ist.

Man merkt auch einfach, dass die Politiker, die heute über Afghanistan diskutieren, keine Ahnung von dem Land haben. Sie kennen die eigentlichen Probleme nicht. Einer meiner Studenten, der später in die USA ging und sich auf den Iran - also auf Persien - spezialisierte, erzählte mir, dass die Amerikaner während der gesamten Besatzungszeit keinen einzigen ihrer Spezialisten für diese Gebiete konsultierten – weder die Völkerkundler noch die Politikwissenschaftler. Die Politiker glauben, dass sie alles wissen. Sie haben eben ihr Weltbild und ihren Begriff von Nation und damit hat es sich. Das ist im Zusammenhang mit Afghanistan natürlich Quatsch. Ich meine, all diese Grenzen wurden ja von den Europäern festgelegt und Afghanistan war ein Interessengebiet, das übrig blieb, als England seine Macht in Indien festigen wollte und die Russen Zentralasien dominierten. Da sicherten sie sich einfach gegenseitig ab. Die Afghanen wiederum verstanden es, ihren Staat aufzubauen. Jetzt kommt da eben diese antiwestliche Bewegung auf, die ich selbst auch schon an anderen Orten der Welt, etwa 1986 in Shanghai, auf den Basaren, zu spüren bekam.

Nach Ihrer Promotion 1962 gingen Sie auch mit auf die Stuttgarter Badachschan-Expedition. Wer gab den Impuls dazu?

Das ging vom Stuttgarter Linden-Museum aus, oder besser gesagt, von Herrn Rhotert, dem dortigen Direktor. Er hatte bei Frobenius in Frankfurt Afrikanistik studiert, war allerdings schon in München, als ich mit meinem Studium begann. Trotzdem lernten wir uns in Frankfurt kennen. Auch Herr Kussmaul, der in Tübingen studiert hatte, war am Stuttgarter Museum angestellt. Herr Götz, der Vorsitzende des Freundchaftskreises des Linden-Museums, hatte wiederum die nötigen Gelder bei der DFG beantragt und Rhotert wollte wissen, ob ich ebenfalls an der Expedition teilnehmen möchte.

Nach meiner Promotion wurde ich in Mainz als Assistent angestellt. Ich hatte damals die glückliche Chance, dass sowohl Prof. Petri in Köln als auch Prof. Jettmar in Mainz mich fragten, ob ich ihr Assistent werden wolle. Das Arbeitsgebiet von Jettmar sagte mir allerdings mehr zu, also entschied ich mich für Mainz. Prof. Jettmar wurde 1964 nach Heidelberg geholt, als Nachfolger von Herrn Mühlmann. Ich ging mit ihm und war daher nur ein Jahr in Mainz. Haberland hatte dort später auch eine Professur und war erstaunt, wie gut die Studenten über materielle Kultur Bescheid wussten. Damals gaben wir ja eine Reihe von Seminaren dazu – ich weiß gar nicht, ob das heute auch noch so ist. Auch in Heidelberg machte ich in der Lehre weiterhin Veranstaltungen zur materiellen Kultur, unter anderem gemeinsam mit Herrn Prof. Dr. Streck. Die amerikanischen Kollegen haben ja kaum Ahnung davon.

Als Sie damals mit Jettmar nach Heidelberg kamen, welche Kollegen waren bereits dort?

Friedhelm Scholz war in Heidelberg, er kam aus der Schweiz und hatte in Köln studiert. Er ist vor ein paar Jahren gestorben. Lorenz Löffler war noch da, erhielt aber bald einen Ruf nach Zürich.

Ich erinnere mich auch noch an folgendes: Als ich mit Jettmar nach Heidelberg kam, meinte er mal zu mir, ich müsse mich daran gewöhnen, dass jetzt für alles Fremdwörter verwendet würden, wofür man früher deutsche Begriffe benutzt hatte – und es dann auch was ganz anderes heißen würde.

Wie kam es zu Einrichtung der Außenstelle in Kabul, die Sie ab 1967 leiteten?

Ich war ja bereits mit Friedrich und Kussmaul in Afghanistan gewesen und das große Problem der damaligen Feldforschung war, dass die Ethnologen dank der Engländer für Spione gehalten wurden. Daher war die damalige Regierung uns gegenüber sehr vorsichtig und wir mussten viel mit ihnen verhandeln. Ich hatte beispielsweise die Genehmigung, in einem bestimmten Gebiet zu forschen, durfte dort jedoch gar nicht hin. Der Regierungsmitarbeiter, der für uns zuständig war, kannte sich nicht aus, auch regional nicht. Wir sind dann aber in die Provinz gefahren, in der die Forschung stattfinden sollte, haben mit den Leuten Tee getrunken und alles so ganz langsam durchgesetzt. Es war halt schwierig. Man musste während der Reise immer jemanden von der Universität Kabul dabei haben. Dann flog ich zurück nach Deutschland und erklärte Jettmar, dass eine Außenstelle in Kabul eigentlich das Idealste sei. So kam es, dass wir einen Vertrag mit der dortigen Universität machten und dort Anthropologie unterrichteten. Ich leitete dann also die Außenstelle und hielt Vorlesungen. Ich erinnere mich noch an meine erste Veranstaltung, die ich sehr gut vorbereitete. Als ich dabei Australien erwähnte, merkte ich, dass die Leute gar nicht wussten, wovon ich rede – also schaltete ich zeitweise um auf Geographie. Es war auch etwas schwierig, den Begriff »Anthropologie« zu übersetzen, aber letztendlich gelang es uns.

In welcher Sprache haben Sie dort unterrichtet?

Meine Veranstaltungen waren auf Englisch. Die klassische Sprache in Afghanistan ist ja Persisch, das war früher eine Weltsprache, die man von der Türkei bis nach Indonesien verstand. Allerdings wurde sie dann vom Englischen abgelöst, wobei die Königsfamilie in Afghanistan noch immer Persisch sprach, obwohl sie Paschtunen waren.

Ich hatte auch einen afghanischen Mitarbeiter an der Universität in Kabul, Herrn Dr. Palwal. Er war schon bei früheren Expeditionen dabei gewesen, zudem hatte er in den USA studiert und promoviert. Später kamen noch weitere Mitarbeiter hinzu. Es ging darum, ausreichend Personal zu haben, um zusätzliche Expeditionen zu machen, beispielsweise auch mit Japanern. Dabei war von Vorteil, dass wir vom Außenministerium unsere Anträge für Forschungsreisen stets genehmigt bekamen, in Rücksprache mit den Dekanen der Universität, die wiederum mit uns bekannt waren. Das funktionierte sehr gut. Allerdings hatten die Franzosen bereits in den zwanziger Jahren einen Vertrag mit den Afghanen geschlossen, um ihre archäologischen Forschungen in dem Land durchführen zu können. Zu meiner Zeit gab es einen Herrn Schlumberger, der aus dem Elsass kam. Er und seine französischen Kollegen saßen damals fest im Sattel, doch als wir unsere Außenstelle in Kabul etablierten, gingen sie zum Außenministerium und fragten, ob die Deutschen jetzt auch was abkriegten. An der Universität gab es die Archäologie als Fach auch gar nicht, obwohl man es dort eigentlich haben wollte. Wir hatten von Anfang an einen Archäologen vom Heidelberger Südasieninstitut dabei - Herrn Leshnik - und so stellte sich die Frage, ob die Archäologie für Kabul nicht über unsere Außenstelle laufen könnte. Dagegen sperrten sich natürlich die Franzosen. Das waren so die politischen Probleme, die im Hintergrund abliefen.

1971, nach vier Jahren, ging ich wieder nach Deutschland zurück. Der Zeitpunkt war etwas unglücklich, da ich in Kabul gerade erst etwas aufgebaut hatte. Ich war aber in Deutschland verbeamtet worden und hatte daher Residenzpflicht. Man kann zwar beurlaubt werden, allerdings nur für zwei Jahre. Nachdem ich das verlängert bekam, um weitere zwei Jahre, musste ich dann aber wirklich zurück. Herr Leshnik, der Archäologe, wurde mein Nachfolger. Später übernahm die Stelle Herr Klimburg, der jetzt in Wien ist.

Bestand die Außenstelle denn von Ende der sechziger Jahre bis zum Afghanistan-Krieg?

Nun, ich war noch einmal in Kabul, nachdem die Russen einmarschiert sind. Absurderweise wurden die Lehrer an der deutschen Amani-Schule von der Bundesrepublik bezahlt, erhielten ihre Schulbücher aber aus der DDR. Ich löste das Institut 1978 auf; die Fachliteratur ging an die Außenstelle des Südasieninstituts (SAI) in Pakistan.

Ab diesem Zeitpunkt lehrten Sie konstant in Heidelberg?

Ja, ich war etwa 28 Jahre am Südasieninstitut in Heidelberg, bis ich mit 65 Jahren - also 1993 - in den Ruhestand ging. 1971 kam Georg Pfeffer nach Heidelberg, wo er sich 1976 habilitierte. Doch ehe er die Bescheinigung über die Habilitation erhielt, erreichte ihn ein Brief des Ministeriums. Darin stand, dass die Person mit der Habilitation nicht mehr berechtigt sei, auf der Stelle zu bleiben. Zuvor war es ja so geregelt, dass man zwei Jahre Assistent war, danach die Assistenz gegebenenfalls um zwei weitere Jahre verlängern konnte, sich anschließend habilitierte und dann auf der Stelle bleiben konnte. Pfeffers Assistentenstelle, die er bei Jettmar wahrnahm, wurde jedoch abgeschafft. Außerdem gab es noch Herrn Andras Höfer, er war ebenfalls einer der Assistenten von Jettmar.

Jettmar hatte also insgesamt vier Assistenten? Das ist doch recht ungewöhnlich.

Nun, als Herr Scholz und ich unsere Assistentenstellen antraten, wurde gerade die akademische Ratsstelle „erfunden“. Jettmar meinte damals, er übernimmt die Professur, benötige dann aber vier Stellen. Die Ratstellen waren unbefristet, inhaltlich unterschieden sie sich jedoch nicht von den Assistentenstellen. An alle Details kann ich mich jedoch auch nicht mehr genau erinnern.

Wie muss man sich Jettmar denn als Chef vorstellen?

Er war sehr angenehm und hatte in etwa die Wiener Attitüde, alles selbst zu machen und nur kleinere Sachen zu delegieren. Wenn man da mitspielte, wurde man auch in Ruhe gelassen und konnte sich den eigenen Aufgaben widmen. Was er in seiner Arbeit genau machte, war schwer in Erfahrung zu bringen, denn er sprach kaum darüber.

Ist es zutreffend, dass sein Interesse an Felsbildern durch die Kunst seines Vaters, Rudolf Jettmar, inspiriert war?

Ja und Nein. Jettmar hatte ja Völkerkunde und Volkskunde studiert, und in den letzten Jahren arbeitete er auch verstärkt mit seinem Vater zusammen – beispielsweise organisierte er ihm Ausstellungen. Rudolf Jettmar saß ja 1907 auch in der Kommission der Wiener Akademie der Künste, die Hitlers Bewerbung für das Kunststudium ablehnte.

Als Sie mit Jettmar nach Heidelberg kamen, hat Mühlmann da noch unterrichtet?

Ja, er lehrte bis 1970 und hatte Jettmar auch für den Lehrstuhl der Ethnologen empfohlen. In Heidelberg ist das Institut unter Mühlmann damals umgewandelt worden und er ging später wieder zurück nach Mainz. Einer seiner Schüler, Herr Müller, blieb noch als Privatdozent in Heidelberg, doch Mühlmann selbst war nicht mehr präsent. Jettmar holte dann Frau Johansen ans Institut.

Können Sie beschreiben, wie sich die Ethnologie in Heidelberg von der Soziologie abtrennte und an das Südasieninstitut verlagert wurde?

Das war eine Idee des damaligen Kultusministers, Herrn Hahn. Er meinte, wir bräuchten ein Institut, das alle Disziplinen umfasst, die sich mit dem Gebiet Südasiens beschäftigen. Diese könnten dann auch wirklich beraten und in Entwicklungsfragen eingreifen. Also wurde im Landtag die Gründung des Südasieninstituts beschlossen. Allerdings stellte sich dann heraus, dass Entwicklungshilfe in Deutschland nicht Ländersache sei, sondern der Bund dafür zuständig ist. Folglich konnten die Ideen nicht wirklich umgesetzt werden. Herr Jettmar war zwar auch im Entwicklungsausschuss des Bundes, allerdings privat, weil das Land Baden-Württemberg die Kosten des Bundes nicht übernahm. Das große Problem war ja, dass man feststellte, dass es gar nicht ausreichend Fachleute für das neue Institut gab: der Historiker Prof. Dietmar Rothermund war der einzige Indien-Fachmann, der dort Geschichte lehrte. Die Biologen und Vertreter anderer Disziplinen - etwa die Rechtswissenschaftler - konnten niemanden zur Verfügung stellen, obwohl jeweils mehrere Mitarbeiter geplant waren. Das Südasieninstitut war von Anfang an so konzipiert, dass auch die Ethnologie dort ansässig war. Herr Dr. Löffler war einer der ersten Kollegen. Das hatten sie sich im Landtag eben so ausgedacht, die Mittel waren bewilligt. Wir waren ein selbstständiges Landesinstitut und die Universität hatte

natürlich die Bestrebung, die vielen Stellen einzukassieren – als ich die Außenstelle in Kabul leitete, musste ich aber die Abrechnungen immer an den Landtag einreichen.